

24

Seit 1986 hat die verehrte Leserschaft kein neues Buch mehr in Händen halten können, das Erzählungen von Peter O. Chotjewitz enthält. Dabei hat der Romancier und Novellist auch in den letzten zwanzig Jahren in Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien der Öffentlichkeit einen reichhaltigen erzählerischen Korpus präsentiert, anderes ist vom Funk gesendet worden. Höchste Zeit also, die besten veröffentlichten und unveröffentlichten Texte der verflossenen Dezzennien zu sammeln! In »Fast letzte Erzählungen« schildert der Autor die Folgen des Mauerfalls, schreibt über seine Freunde Andreas Baader und Günther Bruno Fuchs, über literarische Außenseiter und Fluxus, über Sinowjews Verhältnis zur Religion und über die verwirrte Tochter eines nationalsozialistischen Schädelforschers. Kurz: Über die bewohnte Welt und sein Sosein in selbiger.

Heinz Ludwig Arnold sagte über Chotjewitz, es gebe »kaum einen deutschsprachigen Schriftsteller, dessen Werk zwischen stilistischem Experimentieren und politischem Engagement weiter gespannt« und »in den Formen vielfältiger« sei.

Peter O. Chotjewitz wurde 1934 in Berlin geboren, er lebt in Stuttgart. Seit 1965 ist er als freiberuflicher Schriftsteller tätig, als Jurist vertrat er u. a. Andreas Baader und Peter-Paul Zahl. Er veröffentlichte zahlreiche Romane, Erzählungen und Sachbücher. Zuletzt erschienen der Roman »Machiavellis letzter Brief« und das Sachbuch »Alles über Leonardo«. Im Verbrecher Verlag erschienen die Romane »Saumlos« und »Urlaub auf dem Land«.

PETER D. CHOTJEWITZ

**FAST LETZTE
ERZÄHLUNGEN**

VERBRECHER VERLAG

Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2007
www.verbrecherei.de

© 2007 Peter O. Chotjewitz
© 2007 für diese Ausgabe: Verbrecher Verlag
Umschlaggestaltung: Sarah Lamparter
Satz: Christian Walter
Druck: Dressler, Berlin
ISBN: 978-3-935843-84-3

Printed in Germany

Der Verlag dankt Christine Grimm und Martina Schröder.

Sieben bis elf Zeilen	7
Was tun, wenn der Tod ...?	9
Fast wie zu Hause	23
Das Jahr 1968	29
Mein Schatz unterm Dachboden	33
Das Feuerzeug	53
L wie Lustobjekt	55
Tod durch Nichtstun	57
Noch immer kein Frieden	59
Besuch bei Klaus	67
Neumond hat etwas zu bedeuten. Ein ungeklärter Kriminalfall	77
München gibt es nicht	91
Don Quichottes Abenteuer in SoHo	105
Die Reise nach Hofacker	115
Nicht versöhnt	143
Mein Club der toten Dichter	151
Tod durch Arbeit	159
Wo die alten Schwarten stehn	161
Hommage à Frantek	193
Aus dem Leben der Arbeiterklasse	197
Ein Gedicht für Niemand	209
<i>Editorische Notiz</i>	215

SIEBEN BIS ELF ZEILEN

Das Schreiben ist eine Kreisbewegung. Ich stehe auf, ich umkreise den Schreibtisch, ich lege mich hin. Ich esse was, ich trinke was, ich umkreise den Schreibtisch. Ich lese die Zeitung, ich lege mich hin. Ich umkreise den Stoff, das Material, die Möglichkeiten zu schreiben, ich esse was, ich trinke was. Ich umkreise den Schreibtisch, ich lege mich hin. So geht das seit vierzig Jahren. Manchmal schreibe ich was. Ich schreibe immer. Egal ob ich schreibe oder nicht. Das Schreiben ist meine Seinsweise geworden. Ich schreibe nicht, um Geld zu verdienen, berühmt zu werden. Nur Dummköpfe glauben, dass Bücher geschrieben werden müssen. Verlegt, gekauft, rezensiert, gelesen. Solche Bücher mag es auch geben. Ihre Autoren kriegen Preise, verdienen sich einen goldenen Nabel, können vor Stolz kaum laufen. So könnte ich nicht leben.

WAS TUN, WENN DER TOD ...?

Kürzlich im Bett

Der Tod betrat beim Morgenrot mein bescheidenes Arbeits- und Schlafzimmer, wo ich tief und traumlos schlief. Nichts Böses ahnend. Mahnend hob er den Zeigefinger.

»Ich habe für Dich eine frohe Botschaft.«

Ich knurrte: »Verpiss Dich!«

»Also gut«, sagte er milde, »ich will es kurz machen, damit Du weiterschlafen kannst. Du hast noch so lange zu leben, bis Du wieder einschläfst.«

Sofort war ich hellwach, blieb aber im Bett. Ich fürchtete, umzufallen. Außerdem wollte ich nachdenken und das kann ich nur im Liegen.

»Wo bin ich? Träume ich? Bin ich in einem Märchen?«

Ein Blick auf die Wand belehrte mich. Der erste Sonnenstrahl hatte den Schatten des Todes auf die Wand geworfen und da hing er nun. Mit Sense. Ich eilte auf den für Stuttgart typischen Küchenbalkon, holte den Staubwedel. Nichts zu machen. Kein Gewedel half gegen das alttestamentarische Menetekel.

Einleitung

Ich könnte die Geschichte nun weiterspinnen. Wie ich mich ordentlich anziehe – man will schließlich einen guten Eindruck machen, wenn die Trauergäste eintreffen –, wie ich mir aufschreibe, was ich noch alles erledigen muss – Termin beim

Zahnarzt absagen, Schreibtisch aufräumen, Mülleimer runtertragen, Testament machen, Sonnenuntergang nicht verpassen –, wie ich meiner geliebten Ehefrau das bevorstehende Ereignis verkünde etc.

Ich tue es nicht, spinne nicht weiter, um meiner Meditation zum Thema »Was tun, wenn der Tod« nicht eine übertrieben literarische, sagen wir: kafkaeske Richtung zu geben. Ich will nur einige Gedankensplitter vortragen, die ich mir an jenem Vormittag aufgeschrieben habe.

Der Tod in Person

Dass der Tod in Person auftreten kann, wie ein tödliches Bakterium, war früher weit verbreiteter Glaube. Der Kandidat, meist männlich, sitzt bei Tisch, gut gelaunt, Gevatter Hein kommt rein.

»Grüß Gott, würdest Du bitte mitkommen.«

»Momentchen, erst aufessen.«

»Aufessen kannst Du, wenn Du tot bist.«

Ein falsches Wort und schon haben wir die schönste Disputation.

Gevatter Hein ähnelt in dieser Geschichte dem heiligen Expeditus – ein Apokryphling, der im Rheinland verehrt wird. Sie kennen ihn aus dem Gedicht von Morgenstern.

»Expedito, o, Geschwister, / heißt er, / und ein Heil'ger ist er ...«

Er hilft nicht selber, hat aber die Macht, beim Vollstreckungsbeamten ein gutes Wort einzulegen. Das heißt, er lässt mit sich reden.

Sterben im technischen Zeitalter

Die leibhaftige Erscheinung des Todes lässt auf ein engeres Verhältnis zu dieser Kunstfigur schließen, als wir Heutigen es haben. Der vorindustrielle Mensch konnte seinem tödlichen Gegner noch ins Auge blicken. Auch der Tod bekam dadurch ein Gesicht.

Die heutigen Todbringer sind zumeist unpersönlich – ein Auto, eine Aktie, die ein Stück der Fabrik repräsentiert, die das tödliche Gas verbreitet. Der Schütze mit dem Nachtsichtgerät, der uns ein rechnergesteuertes Projektil zwischen die Augen jagt, vielleicht sogar geräuschlos.

So kommt es, dass wir uns keinen Tod mehr vorstellen können, der uns weckt oder beim Essen belästigt.

Zwischenbemerkung

Lassen Sie mich noch etwas von meinem Schlafverhalten erzählen. Man sagt ja, der Schlaf sei des Todes kleiner Bruder, was übrigens auch für den Abschied gilt – »jeder Abschied ist eine Art Tod«, schreibt Kessler. Jeder kennt diese Plattitüden, was nichts daran ändert, dass ich jedes Mal eimerweise Abschiedstränen vergieße.

Todesarten

»Die Männer am Stammtisch, die waren mein Grab. Ich schwor sie mir ab. Doch ich war zu schlapp.« Marlene Dietrich.

Wie ich schreibe

Ich habe oft solche dummen Träume, wie den beschriebenen. Sie sind mir nicht unwillkommen. Manche dienen mir als Anregung für meine Romane und gelegentlich schreibe ich sogar

im Schlaf. Ich brauche dann nur noch aufzuwachen, um zu notieren, was ich im Traum geschrieben habe, denn natürlich beherrsche ich auch die Kunst, an jeder beliebigen Stelle aufzuwachen. Eine praktische, auch zeitsparende Arbeitsmethode.

Der Traum vom Tod

Der Traum, wie ich ihn kenne, endet nie tödlich. Ich verpasse Züge, renne in Sackgassen, steige Wendeltreppen hinauf, die immer enger werden, rutsche mit dem Bauch übers Pflaster, wenn ich zu fliegen versuche, doch sobald ich einen endlosen Abgrund hinunterstürze, kriege ich plötzlich die Kurve. Die Erfolglosigkeit all meiner Bemühungen ist meinem Traumbewusstsein eingeschrieben.

In einem Stück von Shakespeare behauptet jemand, das Leben sei nur ein Traum. Wenn das so sein sollte, frage ich mich, ob auch der Tod nur ein Traum sei. Oder ist er dann die Wirklichkeit? Trotzdem weiß ich, dass auch ich nicht weiß, was ich tun werde, wenn der Tod.

Nebenfrage

Merkt der Mensch, dass er stirbt? Ich meine den obskuren Moment der Wahrheit. Gibt's den überhaupt? Wahrscheinlich gibt es auch darüber eine Menge Bücher.

Plädoyer für die Todesstrafe

Der Todeskandidat hat es besser. Er hat Planungssicherheit. Braucht also nicht über ein Ereignis nachzudenken, dass vielleicht noch Jahrzehnte auf sich warten lässt. Ich glaube nicht, dass ich den Tod verdränge. Ich wusste immer, dass das Leben jeden Augenblick vorbei sein kann. Vor allem wenn ich an einer großen Arbeit sitze, plagt mich der Gedanke, vom

Sterben unterbrochen zu werden. Es wäre unklug, sich jeden Tag vorzustellen, es könnte der letzte sein. Ich würde alles das nicht mehr schaffen, was ich seit Jahren vor mir herschiebe. Russisch lernen. Die kleinasiatische Ägäis erkunden. Das wäre deprimierend.

Der Tod in der Kindheit

Als Kind hatte ich die Vorstellung, die Luft sei voller Verstorbener. Wenn die Sonne durchs Fenster fiel und viele winzige Teilchen in den Lichtbahnen tanzten, glaubte ich, das seien die verkleinerten Körper. So wie das Leben ein Wachsen ist, dachte ich, sei das Sterben ein Schrumpfen. Der Gedanke in einem Zimmer mit einigen Millionen Toten zu leben, ängstigte mich nicht. Dass auch Tiere auf diese Weise überleben könnten – daran dachte ich nicht.

Leichen im Keller

Dass mich die Frage seit sechzig Jahren beschäftigt, hängt vermutlich auch mit meiner Kindheit zusammen. Da bin ich ganz Luther: »So lasst uns denn ein Apfelbäumchen pflanzen!« Die Winternächte verbrachten wir im Luftschutzkeller. Einmal fehlte nebenan ein ganzes Karree. Eine Luftmine. Die Zahl der Toten unter den Trümmerbergen wurde mit Kreide auf einen Rest der Hauswand geschrieben. Eine Zahl. Dahinter ein Kreuz. Es gab auch Pappschilder. »Familie Lehmann lebt.«

Die ersten Toten sah ich auf der Flucht im Frühjahr 1945. Ein paar Mal am Tag bestrichen Tiefflieger mit ihren Bordwaffen den Flüchtlingsstreck. Man hörte sie kommen, warf sich ins Feld neben der Landstraße. Man hatte gute Chancen verschont zu bleiben.

Der letzte Brief

Die Soldaten, die im Feld blieben, blieben so unsichtbar wie die Toten in den Luftschutzkellern. Die Angehörigen und ein paar Nachbarn saßen im Wohnzimmer. Verweinte Gesichter. Alle sprachen sehr leise. Auf dem Tisch stand ein Foto. Ein Brief wurde herumgereicht. Es gab Saft und selbstgebackenen Kuchen. Eine Beerdigung fand nicht statt, denn es gab keinen Toten. Man machte kein großes Aufheben um die Toten. Ich glaube, das Regime hörte es nicht gerne, dass gestorben wurde. Es untergrub die Moral. Es grenzte an Wehrkraftzersetzung.

Der Tod und der Dichter

Den richtigen Dichter interessiert nicht die Frage, whodunnit. Der Tod ist eine Kleinigkeit, die man vernachlässigen kann. Helmut Mader in »Selbstporträt mit Christopher Marlowe«:
»Also – ich trieb mich rum um ein Grab.«

Samuel Beckett: »Man gebiert rittlings über dem Grabe. Der Tag eine Sekunde und dann von neuem die Nacht.«

Einen Unterschied machte Beckett, wie man sieht: Das Leben ist hell. Als Mader einmal sterbenskrank war, schrie er herum. »Niemand kümmert sich um mich!«

Ja, was denn nun?

Sterben Dichter früher?

Vielleicht kommt es mir nur so vor, dass Dichter früher sterben. Andere Leute interessieren mich weniger. Ich bin umgeben von toten Dichtern, die jetzt in meinem Alter wären. Manchmal memoriere ich ihre Namen. Nur die, mit denen ich befreundet war. Eine endlose Latte. Hermann Kesten, der wie mein Vater war, sagte mal: »Das Traurige am Altern ist: Bald bin ich ganz alleine.«

Als Dichter kann man mehrfach sterben. Vor neun Jahren hatte ich eine Lesung im Rathaus. Zwei ältere Damen standen vor dem Plakat. Ich stand dabei. Sie kannten mich nicht. Die eine sprach: »Ich dachte, der wäre schon tot.«

Ich war gerührt. Sie hatte mich gekannt.

Dass in der Belletristik soviel gestorben wird, hat zumeist dramaturgische Gründe. Liebe und Tod sind interessanter als Windelnwaschen. Was wäre ein Krimi ohne Leiche, ein Katastrophenszenario ohne Liebe. Sie sind Alpha und Omega.

Das Kribbeln

Meine erste Begegnung mit dem heiligen Expeditus hatte ich mit neun. Seither weiß ich: Er ist von einem elektrischen Feld umgeben. Ich laufe auf die Straße, schaue nicht links oder rechts, es hupt, es quietscht, ich kriege einen Schlag und fliege. Plötzlich ein starkes, fast schmerzhaftes Flirren im Kopf, ziemlich weit hinten.

Immer, wenn ich ihm in die Quere kam, ein Dutzend Mal seit damals, raste dieser elektrische Strom durch mein Gehirn. Mal nach einem Sturz, mal nach einem schweren Autounfall. Stets bevor ich erkannte, in welcher Gefahr ich geschwebt hatte. Auch wenn nichts passiert war, immer dieser Schmerz, der sich blitzartig über die Hirnhaut ausbreitete. Ich deutete ihn als ein Zeichen, das mir signalisieren soll: »Eben wäre es fast passiert. Der Tod war Dir so nah wie selten zuvor. Er hat seinen Knochenfinger noch mal zurückgezogen.«

Die Nachrichten des Todes

In einem Wochenmagazin stand kürzlich, das Nahen des Todes sei am »magischen Dreieck« zu erkennen. Ich sah es nie. Einmal unterhielt ich mich mit einem Freund. Ich ging eben

eine Zeitung holen. Als ich nach fünf Minuten zurückkam, war er bereits tot. Seine Augen waren offen. Er schaute mich an, ich sprach mit ihm. Er lächelte. Ich bemerkte nicht, dass er tot war. Es gibt keine Sicherheit.

Ein anderer Freund verließ mit zwei Männern das Haus. Gleich darauf knallte es.

»Geh du hin«, sagte der Sohn, »guck rein, ob sie noch leben.«

Die drei Toten hatten dicke aufgequollene Gesichter. Ihr Auto war gegen einen Lastwagen geprallt. Monate später fragte ich den Sohn: »Warum hast Du damals nicht selber ins Auto geguckt?«

»Ich hatte Angst, mein Vater könnte tot sein.«

Von meiner Großmutter wusste mein Vater zu berichten, jedes Mal, wenn einer seiner Brüder starb, sei er ihr erschienen. Einer schaute von draußen durchs Küchenfenster, einer stand nachts an ihrem Bett. Als ihr der Dritte erschien, stand sie auf dem Heuboden. Das geschah in der Wasserpolackei. Sie fiel vor Schreck hinunter und war drei Tage lang ohnmächtig. Für sie war der letzte Brief keine Überraschung mehr.

Gespräche über den Tod

Ich besuchte meinen Vater. Er hatte die Wohnung verlassen und lebte in einer verwahrlosten Gartenlaube ohne Klo, Wasser, Licht. Niemand schaute nach ihm. Auch meine Mutter nicht. Er war dürrer, er sah elend aus.

»Wie geht's?«

»Danke der Nachfrage«, sagte er, »die Einschläge kommen näher.«

Ich ahnte, was er sagen wollte: Sterben ist wie Krieg.

Als ich ging, stand er am Gartenzaun. Ich drehte mich noch einmal um:

»Das Leben«, sagte ich, »findest Du, dass es sich gelohnt hat?«

»Ach, weißt Du«, sagte er.

Bei meinem letzten Besuch lag er auf seinem versiffenen Feldbett.

»Lass mich in Ruhe«, sagte er. »Du siehst doch, dass ich zu tun habe.«

»Was tust Du?«

»Ich sterbe.«

Meine Mutter sprach anders. Sie war erst am Tag zuvor aus einem siebentägigen Koma erwacht. Der Tod stand ihr ins Gesicht geschrieben. Sie war Anfang achtzig.

»Wie geht es?« fragte ich auch sie.

Sie grinste.

»Wird schon werden«, sagte sie. »Mach Dir keine Sorgen um mich.«

Sie starb, während ich nach Hause fuhr.

Alle Frauen, die ich kannte, starben so nebenher. Mit Ausnahme derer, die noch leben.

Der Absturz aller Systeme

Unter tot verstehe ich die Abschaltung sämtlicher organischer Funktionen. Das Ende jeder noch so primitiven Wahrnehmungsfähigkeit. Wiederbelebung ausgeschlossen. Wer über sich selber schwebt und sich wie tot liegen sieht, ist nicht tot. Wer behauptet, er sei schon mal gestorben, hat immer gelebt. Seine Erfahrungen sind nicht mehr wert, als ein Lotto-sechser im Traum. Wer glaubt, er habe schon mal gelebt, fällt unter das Toleranzedikikt betreffend die Achtung vor dem,